

Martin Michelson
Das Ruderboot

Martin Michelson

Das Ruderboot

Roman

 tredition



© 2023 Martin Michelson

Lektorat: Hannelore Wiethe, Simona Turini,

Marie Luise Kinzinger

Covergrafik: Eduardo Goody

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg,
Germany

ISBN:

Softcover 978-3-384-11979-7

Hardcover 978-3-384-11980-3

E-Book 978-3-384-11981-0

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: Martin Michelson, Eleonorenanlage 11A, 63303 Dreieich, Germany.

Wohin du auch gehst, geh mit deinem ganzen Herzen.

Konfuzius

Prolog

Mein Name ist Helmuth Bartels. Es ist mein richtiger Name und ich verberge ihn nicht, denn offiziell gibt es mich gar nicht mehr.

Ich bin ein Mörder.

Meine Morde geschahen vorbereitet und geplant. Planung war schließlich notwendig, um mich davor zu schützen, von der Staatsmacht verfolgt und verhaftet zu werden.

Meine Opfer hingegen hatten diese Probleme nicht. Meine Opfer waren Mörder, sie töteten keineswegs heimtückisch, meist geplant, manchmal spontan, sicherlich auch aus Lust. Und das im Bewusstsein, nicht von der Staatsmacht verfolgt zu werden, ja, von ihr sogar alle Unterstützung zu bekommen.

Ich hatte kein Lustempfinden bei meinen Taten. Das Empfinden von Genugtuung vielleicht, aber das hielt nie lange an. Nur eins vereint mich mit denen, die ich getötet habe und die selber töteten: Die Überzeugung, dass meine Opfer es nicht verdient haben, weiterzuleben.

Dies ist meine Geschichte. Es ist eine Liebesgeschichte.

Teil 1

1936 - 1944

An einem Nachmittag Anfang August 1936 verließ ich die Station Reichssportfeld der Berliner Stadtbahn und strebte inmitten einer großen Menschenmenge dem Olympiastadion zu.

Ich hatte tatsächlich noch eine Karte für die Leichtathletikwettkämpfe erwischt, auf einem ziemlich weit oben gelegenen Rang zwar, aber immerhin. Für die Sprintläufe hatte es leider nicht geklappt, aber auch heute bei den Weitsprungmeisterschaften würde ich den bereits jetzt schon zur Legende erklärten Jesse Owens sehen, einen amerikanischen Schwarzen, der seine weißen Herausforderer sportlich übertrumpfte.

Das Wetter war wechselhaft, wie meist in den zwei ersten Wochen des Augusts, aber es regnete nicht. Als die über 3000 Athleten am ersten Tag einmarschiert waren, so war es in der Wochenschau zu verfolgen gewesen, hoben fast alle vor dem Führer den Arm zum Deutschen Gruß. Dass der Führer den Gruß von Mussolini übernommen hatte, dieser wiederum einen alten römischen Gruß, der zu Beginn der olympischen Idee zum offiziellen olympischen Gruß erklärt wurde, wer wollte das schon so genau hören?

Auch ich war stolz. Endlich konnte Deutschland der Welt zeigen, dass es wieder wer war, dass es schöne und großartige Spiele ausrichten konnte und dass es friedlich war. Die Welt achtete und bewunderte uns. Schon seit Monaten waren die Angriffe auf die Juden zurückgegan-

gen und ich war davon überzeugt, dass der Führer auch keine weiteren Ausschreitungen mehr dulden würde.

Ich fand schließlich meinen Platz in einer der oberen Reihen auf der Längsseite des Stadions. Das Stadion kam mir unermesslich groß vor. Rechts vor mir saß eine junge Frau in einfacher Kleidung, sie mochte so alt wie ich sein. Sie fiel mir sofort auf. Ich überlegte, ob ich den Platz tauschen und mich neben sie setzen sollte, innerhalb der Rangabteile bestand freie Platzwahl. Aber das kam mir dann doch zu aufdringlich vor.

Diese Überlegungen erübrigten sich, als drei Männer in braunen SA-Uniformen, anscheinend schon etwas ange-trunken, sich rechts und links neben sie setzten. Ganz of-fensichtlich empfand sie das als unangenehm, aber was sollte sie machen?

Nach diversen weniger interessanten Wettkämpfen stand das Weitspringen an und hier würde der schwarze Jesse Owens antreten. Owens war populär, auch wenn das vielen in der olympischen Organisation und erst recht der Staatsführung nicht passte: Ein Schwarzer, der die weißen Kämpfer besiegt, vor allem die deutschen. Aber für die meisten von uns im Volk war er der Held der Olympi-schen Spiele.

An diesem Tag klappte es aber zunächst nicht richtig. Owens hatte zwei Fehlversuche und drohte disqualifiziert zu werden. Der deutsche Carl Ludwig Long, genannt Luz Long, der zu diesem Zeitpunkt schon den Olympiarekord aufgestellt hatte, gab ihm nun den Tipp, seine Absprung-position etwas hinter den Balken zu markieren. Owens flog durch die Luft und ließ Long hinter sich. Nach meh-

reren Sprüngen hatte er den Sieg erreicht, Long bekam Silber. Und Long war ein ganzer Sportsmann, er gratulierte Owens als erster.

Den SA-Typen vor mir gefiel das Ganze überhaupt nicht, sie grölten und schimpften über den Schwarzen. Ganz im Gegensatz zu der jungen Dame, die sich offensichtlich über den Sieg Owens' freute und klatschte. Dies brachte die drei noch mehr in Rage. Sie beschimpften sie, einer rief: »Hier wird nicht geklatscht! Hast du nicht mitbekommen, dass ein Schwarzer unseren Mann besiegt hat? Und der Long gratuliert dem Kerl auch noch!«

In mir brodelte der Ärger über die drei ungehobelten Burschen. Als der eine die junge Frau jetzt auch noch von der Seite anstieß, reichte es mir.

Ich stand auf, drängte mich von hinten zwischen die Frau und einen der Kerle und sagte zu ihr: »Ich möchte Ihnen einen Platz neben mir anbieten, dort ist noch frei. Ich glaube, die Gesellschaft dieser Herren ist Ihnen nicht sehr angenehm.«

Sie sah mich überrascht an, nahm ihre Tasche vom Schoß und stand auf. Ich reichte ihr die Hand und führte sie auf den Platz neben mir, wo sie sich setzte.

Die drei SA-Männer hatten sich umgedreht und sahen mich wütend an. »Willst du dieses Flittchen ohne Nationalgefühl noch schützen?«, rief der eine.

Ich pflaumte zurück: »Der Führer wäre entsetzt, wenn er mitbekäme, wie ihr euch bei diesem großen deutschen Sportfest benehmt!«

Dieser Verweis auf den Führer wirkte. Tatsächlich war von höchster Seite im Radio und in den Zeitungen die

Order ausgegeben worden, dass sich alle Deutschen gegenüber den Gästen freundlich und aufgeschlossen zu verhalten hatten. Mit Sicherheit war der Führer allerdings verärgert, dass Long nicht den Sieg errungen hatte.

Nach der Siegerehrung stand die junge Dame auf. »Ich muss jetzt gehen«, sagte sie. »Ich danke Ihnen für den Platz.«

»Ich gehe auch«, sagte ich sofort. »Gestatten Sie mir, dass ich Sie ein Stück begleite, wenigstens bis zur Haltestelle?«

Sie willigte ein und so gingen wir gemeinsam Richtung Station der Stadtbahn. Dort standen wir auf dem Bahnsteig, zumindest eine Teilstrecke mussten wir mit der gleichen Bahn fahren. Sie wohnte, wie sie mir sagte, in der Nähe des Savignyplatzes und würde am Bahnhof Zoo aussteigen. Für mich war das der Umsteigepunkt zur Bahn nach Steglitz. Während wir warteten, erschienen auf einmal die drei jungen SA-Männer. Sie umstellten uns.

»So, du hältst also zu dem Schwarzen«, sagte der eine mit schwerer Zunge zu meiner Begleiterin. »Könnte mir vorstellen, dass du eine Jüdin bist. Zeig deinen Ausweis!«

Ich stellte mich nah vor ihn und schaute ihm ins Gesicht. »Sie wird gar nichts zeigen. Und ihr lasst sie jetzt in Ruhe!« Es mag mein Blick gewesen sein, der ihn etwas zurückweichen ließ.

»Bist du etwa auch für den Schwarzen?«, fragte er fordernd, während sich die beiden anderen eher abwartend verhielten.

»Ich bin dafür, dass sich Deutschland vorbildlich der Welt präsentiert, so wie unser Führer es will.«

Längst waren die Zeiten vorbei, in denen sich SA-Männer einfach auf der Straße an Zivilisten vergehen konnten. Die SA hatte ihre Bedeutung verloren, die jüngeren Neuzugänge waren eher einfache Geister, die in den wichtigeren Organisationen des Systems keine Aufstiegschancen hatten. Pöbeleien waren unerwünscht, Schläger wurden schnell verhaftet. Besonders wenn sie getrunken hatten. Und insbesondere jetzt bei der Olympiade.

Immer noch machte ich mich auf eine Auseinandersetzung gefasst, aber er drehte sich schließlich weg und sagte zu den beiden anderen: »Wir gehen.«

Sie folgten ihm und verschwanden vom Bahnsteig. Offensichtlich wollten sie keine Bahn nehmen, sondern waren uns gefolgt.

Die Bahn Richtung Zoo lief ein und wir stiegen ein. Da wir die Wettkämpfe vorzeitig verlassen hatten, waren einzelne Sitzplätze frei und wir konnten uns gegenüber setzen.

»Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe«, sagte die junge Frau. »Das war sehr nett von Ihnen, aber auch nicht ungefährlich.«

»Das war doch selbstverständlich«, erwiderte ich. »Ich konnte doch nicht zulassen, dass diese Flegel Sie weiter belästigen.«

Sie schwieg und sah aus dem Fenster und auch ich vermied es, weiter über den Vorfall zu sprechen. Allerdings war ich zu schüchtern, ein richtiges Gespräch zu eröffnen, da ich das Gefühl hatte, dass sie das nicht wollte. So hatte ich Gelegenheit, sie unauffällig zu betrachten. Sie war hübsch, mochte etwa in meinem Alter sein, eine

schlanke Figur, das ebenmäßige Gesicht umrahmt von dunkelblondem Haar. Ihr Gesichtsausdruck wirkte scheu. Ihre Kleidung war einfach und fast ärmlich, was im Kontrast zu ihrer gebildeten und kultivierten Ausstrahlung stand. Aber es waren die schönen Augen und dieser melancholische Blick, der mich in ihren Bann zog.

Als wir beide am Bahnhof Zoo ausstiegen, fasste ich mir ein Herz und fragte, ob ich sie in eins der Cafés rund um den Bahnhof Zoo einladen dürfe. Sie zögerte und sagte, dass sie nach Hause müsse.

»Bitte«, insistierte ich, »wir hatten doch Karten für die ganzen Nachmittagswettkämpfe. Und nun haben wir uns beide entschlossen, früher zu gehen.«

Sie kämpfte mit sich und schließlich willigte sie unter der Bedingung ein, dass es nicht länger als eine Stunde dauerte.

Wir betraten eines der Cafés am Savignyplatz und fanden einen Tisch in der Ecke.

»Entschuldigen Sie«, sagte ich, »dass ich mich noch nicht vorgestellt habe. Mein Name ist Helmuth Bartels. Ich wohne in Steglitz und habe jetzt noch genau zwei Wochen, bis ich meinen Arbeitsdienst antreten muss.«

»Ich heiße Miriam Lehnhard«, erwiderte sie. »Ich arbeite als Haushälterin und Kinderfrau bei einer netten Familie hier in Charlottenburg.«

Die Kellnerin kam, wir bestellten Kaffee und dann entstand doch ein nettes Gespräch. Als wir nach anderthalb Stunden das Café verließen, bestand ich darauf, sie nach Hause zu begleiten, aber sie wies das standhaft zurück. Erst später sollte ich erfahren, warum sie nicht wollte, dass

ich ihre Adresse beziehungsweise die ihrer Dienstherrn kennen lernte.

Immerhin schaffte ich es, sie zu einem Wiedersehen zu überreden, in einer Woche in eben diesem Café. Ich hatte ja auch nicht mehr viel Zeit, bis ich für meine Arbeitsdienstzeit Berlin verlassen musste. Als wir uns verabschiedet hatten und ich allein dem Bahnhof zustrebte, nahm ich alles um mich herum nicht wahr. Ich konnte nur an Miriam denken und ich wusste, dass ich unser Wiedersehen nur schwer abwarten konnte. Ja, ich hatte mich verliebt.

Kurz vor Weihnachten traf ich mit dem Zug am Anhalter Bahnhof ein. Der Arbeitsdiensteinsatz im Emsland war beendet, aber schon Anfang Januar würde ich zum Wehrdienst einrücken müssen. Ich freute mich durchaus darauf, denn der Wehrdienst würde doch eine andere – wie ich dachte – sinnvollere Betätigung sein als die stupide Arbeit auf den Feldern des Emslandes. Als Abiturient strebte ich die Offizierskarriere an und war überzeugt davon – und wie sich später zeigte, auch geeignet – beim Militär Karriere zu machen.

Jetzt aber freute ich mich auf die zehn Tage Weihnachtsurlaub und die Feiertage bei meinen Eltern und insbesondere darauf, möglichst viel Zeit mit Miriam zu verbringen. Wir hatten uns vor meinem Arbeitsdiensteinsatz nochmals getroffen und auch danach, wenn ich seltenerweise einmal Heimaturlaub am Wochenende hatte, wunderschöne Stunden miteinander verbracht.

Bei schönem Wetter waren wir an den Wannsee gefahren oder ins Kino und zu Musikveranstaltungen gegangen. Zu dieser Zeit war Berlin noch ein Zentrum der Kultur, auch wenn die häufige Anwesenheit nationalsozialistischer Parteigänger mit ihren demonstrativ zur Schau getragenen Abzeichen eher störend wirkte.

Das, was uns sicherlich am meisten verband, waren die kleinen Ausflüge in den Grunewald oder an den Wannsee. Dann saßen wir an einem entlegenen Platz auf einer Bank und genossen die Ruhe und die Abgeschlossenheit. Es war

wie eine kleine Flucht aus der lauten und hektischen Atmosphäre des Alltags. Manchmal sang Miriam mit ihrer glockenhellen Stimme spontan Lieder, die ich schon lange nicht mehr gehört hatte.

Kurz, wir waren uns näher gekommen. Und sie ließ mich sie von der Wohnung der Familie, für die sie arbeitete in der Knesebeckstraße nahe dem Kuhdamm abholen und nach dem Ausgehen wieder nach Hause begleiten. Miriam beschrieb das Ehepaar als äußerst nette und kultivierte Menschen und erzählte von den zwei Kindern, stellte mich aber nicht vor. Auch erzählte sie wenig von sich selbst. Ihre Eltern, so sagte sie, lebten nicht in Berlin. Ich erwartete nun, da ich in den nächsten Tagen öfter mit ihr zusammen zu sein hoffte, mehr von ihr zu erfahren.

Die ersten zwei Tage meines Urlaubs verbrachte ich ausschließlich bei meinen Eltern in unserem Haus in Steglitz. Meine Mutter verwöhnte mich mit reichlich und leckerem Essen, mein Vater sprach mit mir viel über meine Zukunft. Er war nicht sonderlich glücklich über meine Absicht, den Militärdienst über die Pflichtzeit hinaus zu verlängern und die Offizierslaufbahn einzuschlagen. Als Frontsoldat in Frankreich hatte er viel Grauen erlebt und glaubte, dass Hitler wieder einen Krieg anstrebte. Eine Ansicht, die ich für abwegig hielt.

Einen Tag vor Heiligabend zog es mich zu Miriam. Wir hatten keine feste Verabredung, denn ich hatte im Vorhinein nicht gewusst, wann genau ich Urlaub bekommen würde. So fuhr ich am Nachmittag mit der Stadtbahn zum Bahnhof Zoo und lief dann zur Knesebeckstraße. An der Nummer 6/7 angekommen, drückte ich die Klingel mit

dem Namen ihrer Familie. Nach kurzer Zeit hörte ich Schritte im Treppenhaus, die Tür wurde geöffnet und da stand sie. Zu meiner Überraschung fiel sie mir um den Hals, um mich zu küssen, dann ließ sie mich los und nahm meine Hände in die ihren.

»Ich habe auf dich gewartet«, sagte sie strahlend, »und bin so glücklich, dass du gekommen bist.«

Ich war noch ganz verwirrt, denn so impulsiv hatte ich sie bisher nicht erlebt. Ich stotterte fast. »Miriam, ich bin auch so glücklich, dich wiederzusehen. Aber auf diesen Empfang hätte ich nicht zu hoffen gewagt.«

Sie schaute mich lange an und jetzt war wieder der leicht melancholische Ausdruck in ihren Augen, den ich so mochte. »Ich hatte Angst, dass ich dich nicht mehr wiedersehe.«

»Wie kannst du so etwas sagen? Zwei Monate ist es her, dass wir das letzte Mal zusammen waren. Weißt du noch: Es gab die Heesters-Revue in der Komischen Oper. Ich habe mich die ganze Zeit auf dich gefreut.«

Miriam drückte meine Hände. »Ich kann jetzt noch nicht weg. Aber nach dem Abendessen darf ich gehen. Wirst du mich abholen? Um sieben Uhr? Ich würde runter kommen.«

»Ich werde hier vor der Tür stehen und auf dich warten.«

Sie drückte mir noch einen Kuss auf den Mund und schloss dann die Tür. Es war kühl, einzelne Schneeflocken fielen, aber ich lief die ganze Zeit beschwingt durch die Straßen und stand um Viertel vor sieben wieder vor dem Haus.